

# Die Neue Welt

Nr. 16

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Lena hatte wohl den Lärm, das Krachen im Atelier ihres Mannes gehört; einen Augenblick kam ihr der Gedanke, hinüberzugehen und zu fragen, was geschehe. Aber sie war müde und matt; eine starre Gleichgültigkeit lähmte ihre Glieder und machte ihr schon das Aufstehen vom Platz, wo sie nun einmal saß, lästig. Das war jetzt immer so.

Sie hatte ja auch so wenig zu thun. Frau Allenstein kam alle Tage, stöhnte über die Treppen und ihre Angegriffenheit; aber sie kam doch. Sie führte den Haushalt; am ersten Oktober war Grete abgezogen, Frau Allenstein hatte die neue Magd in's Haus gebracht, eine Unschuld vom Lande, die mit schweren Schuhen trappste, nichts verstand und Alles hinwarf. Aber sie war ehrlich und ließ sich von Frau Doktor willig kommandiren.

Es war eine ungemüthliche Existenz. Täglich war das Fleisch angebrannt und die Suppe verfaulen. Bredenhofer's empfindlicher Hals litt darunter, er hörte auf zu essen, aber Lena sagte nichts. Sie hatte ja nichts mehr im eigenen Haushalt zu befehlen.

„Wie kannst Du Dir das gefallen lassen?“ jammerte Frau Langen. „Diese unverschämte Frau! Sie herrscht ganz und gar, sie kommandirt nicht nur das Mädchen, sie kommandirt Richard, sie kommandirt Dich! Da hört Alles auf — entsetzlich, traurig!“

„Ja, traurig,“ sagte Lena eintönig. „Laß mir, Mutter, laß sie nur; mir ist Alles egal.“

Frau Allenstein behandelte die Schwägerin, wie man ein unmiündiges Kind behandelt, das noch dazu krank ist. Sie sagte: „Liebe Lena, laß Dieses, laß Jenes, Du verstehst es nicht, mein Kind; ich mache das schon!“ Und dann rauschte sie in die Küche, gab Anweisungen und registerte — bis in's Zimmer hörte Lena jeden Ton der scharfen Stimme und fuhr zusammen — und kam mit hochrothen Wangen wieder herein und ließ sich erschöpft in die Sophaecke fallen.

Zuweilen auch strich sie Lena über's Haar; diese erschauerte jedesmal unter der Berührung der kalten Finger. Frau Allenstein hatte der Schwägerin gereizte Ausfälle nicht nur verziehen, nein auch veressen.

„Richard zuliebe,“ wie sie sagte, „denn was vermag die Liebe nicht?“

Susanne's Nerven bedurften der Abwechslung. Es war ihr etwas Neues, im Hause des Bruders zu wirthschaften; sie that es mit Eifer und regte sich gern über Kleinigkeiten auf. Sie gewann die Schwägerin ordentlich lieb, die ihr diese Emotion verschaffte und selbst so still in ihrem Sessel kauerte.

Der alte, lederbezogene Sessel aus dem Elternhause, der war Lena's Lieblingsplatz. Da kauerte

sie auch heute, hatte die Wange an das Seitenpolster geschmiegt und hielt die Augen geradeaus gerichtet. Frau Allenstein war heute schon dagewesen, die kam nicht wieder! Sie hatte das Mittagessen eingerichtet und einen ganzen Pack Besorgungen mitgebracht. Lena wäre gern ein wenig ausgegangen und hätte in den hübschen Läden kleine Einkäufe gemacht; aber erstens bedachte schon Frau Allenstein das Nöthige, und zweitens hatte sie selbst gar kein Geld, nicht eine einzige lumpige Mark. Gestern schon hatte sie Richard um Geld gebeten, vorgestern und vorgestern — er hatte sie vertröstet. Und die Mutter mochte sie nicht mehr bitten.

„Du brauchst ja auch nichts, liebe Lena,“ hatte die Schwägerin gesagt, „Du siehst ja, ich sorge für Alles. Ich werde mit Richard schon abrechnen.“

Lena langweilte sich; sie gähnte und rang dann die Hände ineinander. Die Handarbeit, die unbemüht auf ihrem Schooß gelegen, fiel zur Erde; sie merkte es nicht. Sollte sie singen? Ach nein, ach nein! Seit dem Erlebnis mit Lavallo, seitdem man ihr so schnöde die frohe Hoffnung genommen, war ihre Kehle vertrocknet, ihre Stimme vergangen wie eine Blume, der man das Wasser entzieht.

„Ich weiß garnicht, warum Du nicht singst?“ hatte Susanne gemeint. „Du könntest Dir dadurch so hübsch die Zeit vertreiben.“

„O —“ Lena ballte die kleine Hand zur Faust und ließ sie schwer niederfallen. „Singen — singen!“ Sie lachte, ihre Stimme hatte den Klang einer ungeschickten berührten Violine. „Ich soll singen? Ich kann nicht mehr!“ Sie schüttelte traurig den Kopf, ihre Augen starrten nicht mehr müde und traumverloren geradeaus, ein Strahl des Hasses glomm in ihnen auf. So blickt ein Thier, das man tritt, das nicht Kraft hat, sich zu wehren.

„Arme Lena“, fauchte der Wind im Schornstein und stieß seltsame Klageöne aus. Die Jalousien ratterten. Immer Klang's: „Arme Lena — arme!“

Die junge Frau schauderte; wie ein furchtsames Kind hob sie beide Hände an die Ohren. „Arme Lena,“ sagte auch sie.

Es hallte in dem einsamen Zimmer wider und kam als böses Echo aus jeder Ecke zurück. „Arme Lena“, knarrte der alte Sessel. Und im Ticken der Uhr waren die gleichen Worte.

Es war nicht mehr zu ertragen! Lena stand auf; langsam, fast widerwillig, und doch mächtig angezogen, näherte sie sich dem Flügel. Jene Worte betäuben, andere Klänge heraufbeschwören — Hilfe, Hilfe, Musik!

Gebrochen ließ sie sich auf den Klavierstuhl fallen; ihre Hände legten sich schwer auf die Tasten. Wie lange hatten die Finger hier nicht geruht!

Akkord auf Akkord ertönte, sanfte, wehmüthsvolle Klänge. Aus den Tasten stiegen heimliche Klagen und reichten sich aneinander zu einer langen, langen Kette. Als Geisterreigen tauchte es auf aus dem Nebel der Vergangenheit; die Mädchenstunden kamen, winkten und schüttelten dann traurig die Häupter — sie waren zu Ende, vorbei für immer. Andere Erinnerungen kamen und gingen im wechselnden Spiel; glückselige Hoffnungen, bittere Enttäuschungen — die Hoffnungen enteilten, die Enttäuschungen blieben.

Aus Lena's Augen flossen Thränen, sie rannen nieder auf die Klaviatur.

Dunkler wurde es in der Stube. Draußen flog die Dämmerung vorbei und lullte Alles ein. Ungewiß schimmerten nur noch die Umrisse der schlanken Frauengestalt, immer weicher und träumerischer wurden die Klänge. Jetzt lenkte das Spiel in eine bekannte Melodie.

Lena's Lippen öffneten sich; die ersten Töne entranen sich ihrer Kehle, unsichere Laute, durchzittert von tiefster innerer Bewegung.

„Daß Du so krank geworden,  
Wer hat es denn gemacht?  
Kein kühler Hauch aus Norden  
Und keine Sternennacht.“

Kein Schatten unter Bäumen,  
Nicht Gluth des Sonnenstrahls,  
Kein Schlummern und kein Träumen  
Im Blütenbett des Thals —“

Lena hielt erschreckt inne.

„Singe weiter,“ sagte plötzlich eine Stimme.

In der Thür stand ihr Mann; in der Dämmerung konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, sie hörte nur seine halbgeflüsteren Worte, die einen eigenthümlich gepreßten Klang hatten.

Sie drehte den Kopf wieder ganz nach der Tastatur.

„Daß ich trag' Todeswunden,  
Das ist der Menschen Thun;  
Natur ließ mich gesund —  
Sie lassen mich nicht ruhn.“

Zu einer schneidenden, durchdringenden Wehklage hob sich die Frauenstimme; fort der verschleierte Hauch, klar wie Krystall, in unverhüllter Deutlichkeit, jeder verschönernden Weichheit bar, steigerte sich der Ton. Es war eine Anklage, herausgeschleudert mit einer wilden, heftigen Verzweiflung:

„Daß ich trag' Todeswunden,  
Das ist der Menschen Thun“ —

„Lena!“ sie hörte den Ruf nicht.  
Geächzt, gemurmelt starb das Lied:

„Sie lassen mich nicht ruhn.“

Von der Thür her ein ersticker Laut.  
Der Sängerin sanken die Hände matt in den

Schoß — da — eine Gestalt stürzte auf sie zu, warf sich vor ihr nieder und vergrub das Gesicht in ihr Kleid.

„Lena — Lena!“ stöhnte Bredenhofser.

„Was hast Du, Richard?“ Mit einem herzzerreißenden Lächeln hob sie die Augen zum verdunkelten Plafond, an dem kein Schimmer von Licht spielte.

„O Lena — Du singst — Du singst — das Lied — o das Lied!“

„Ja, ich kann es jetzt singen,“ sagte sie immer mit dem gleichen Lächeln. „Ich habe es gelernt.“

Er erbehte; tiefer wühlte er den Kopf in ihr Kleid. „Du kannst es singen,“ flüsterte er scheinbar selber vor dem eigenen Wort fürchtend, „Du bist nicht mehr zu glücklich!“

Sie gab keine Antwort; langsam senkte sich ihr Kopf immer tiefer.

So verharrten sie stumm, ohne Regung.

Und plötzlich schluchzte er auf, laut und heftig; er hob das Gesicht aus ihren Kleiderfalten, er suchte ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Klüffen. „Kannst Du mir verzeihen? Lena, Lena, vergieb mir!“

Ihre Thränen rannen auf sein Haupt nieder wie Thau; gleich e'nem brennenden Vorwurf fühlte er jeden der Tropfen.

„Ich liebe Dich unsäglich, unbeschreiblich,“ stöhnte er — „und doch quäle ich Dich!“

„Du nicht, Du nicht,“ sagte sie hastig, von plötzlicher Bärtlichkeit erfaßt. „Die Anderen, die Anderen alle!“

„O, die Anderen!“ Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Müde ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken: „Ja, die Anderen! Ich wünschte, wir wären todt, Du und ich!“ Es war ihr herausgefahren, sie wußte selber nicht wie; sie hatte jetzt immer so melancholische Anwandlungen.

„O Du,“ flüsterte er in Pein und Lust und drückte sie fester an sich. Ihr Ton that ihm wohl, er war der Widerhall seiner eigenen Stimmung. Er hatte Neuter nicht zu Hause getroffen; auf dem einsamen Rückweg durch die windverwehten Straßen, umwoigt von einer gleichgültig hastenden Menge, war seine kurze hoffnungsfreudigere Laune in nichts zerstoßen; das traurige Schwarz kehrte zurück.

Mit Wollust drehte er das Messer in der eigenen Seele um. Er erzählte seiner Frau Alles. Er lag vor ihr auf den Knien und beichtete die Geschichte des Bildes.

Sie hörte ihn zu mit großen, erschrockenen Augen, ohne Einwand.

„Wir brauchen Geld,“ schloß er, mit selbstquälerischer Deutlichkeit jedes Wort betonend. „Geld! Ich weiß nicht, ob ich meine Schwester bitte?“

„Nein, nein!“ Es kam Leben in ihre starre Gestalt. „Nicht die — o nein! Sie martert mich sonst zu Tode — sie — die —“ Und nun sprudelte in überquellender Bitterkeit eine lange Reihe von Klagen. „Sie nimmt mir jedes Recht und jeden eigenen Willen; sie sagt, wann ich athmen soll; sie streicht mir über's Haar mit ihren kalten Fingern, daß mich friert. O, nicht die, nicht die!“ Abwehrend, schauernd streckte Lena die Hände aus.

Er küßte beruhigend ihre zuckenden Lippen; auch ihm erschien die Schwester plötzlich in anderem Licht.

„Meine arme Lena, mein armes Weib!“

Sie schmiegte sich fester an ihn, wie ein Kind hing sie an seiner Brust. „Wen wirst Du denn bitten?“ stammelte sie hilflos. „O siehst Du, hättest Du mich Stunden geben lassen, oder — oder —“ sie wollte sagen: „Mit Lavallo gehen“ — aber sie verschluckte es. Sie weinte.

Er fuhr sich durch die Haare und starrte finster vor sich hin in's Dunkel. „Weißt Du was,“ sprach er plötzlich, wie aus einem Traum auffahrend — „Onkel Hermann! Der muß uns helfen — der wird uns helfen — ja, ja, Onkel Hermann! Und Du mußt hin, Du mußt ihn bitten!“

„Ich?“ Fassungsloses Erstaunen lag in ihrem Ton.

„Ja, Du! O meine süße Frau!“ Er preßte Klüffe auf ihr zartes Gesicht und spielte mit ihren Locken. „Er kann es Dir nicht abschlagen; wer könnte Dir

etwas abschlagen! Bitte für mich! O Du mein Kleinod! Licht auf meinem Wege! Bitte Du, bitte!“ Er legte seine Hände um die ihren und hob die Verwicklungen gefaltet an seinen Mund.

Sie lächelte. Seine Worte thaten ihr so wohl, sie fielen wie Balsam auf ihr Herz. „Ich wil gehen,“ sagte sie.

„Ja, geh; Deine Stimme rührt, Deine Augen sind noch beredter als tausend Worte! Geh, mein Liebling!“

„Ich will ihn bitten! Er wird, er muß!“ Hoffnungstrahlend zog Lena den Gatten in die Höhe; sich eng umschlungen haltend, schritten sie im Dunklen auf und nieder und besprachen die Einzelheiten der Reise und des Plans. Eine gehobene Stimmung schwebte über ihnen Beiden; sie beredeten Alles, wie man eine Vergnügungstour ausmalt.

„Und wenn ich wiederkomme,“ sagte Lena, „dann holst Du mich ab, und uns ist geholfen.“

„Ja, geholfen,“ fiel er ein, „wir sind aus aller Verlegenheit; wir sind glücklich! Und die Anderen halten wir uns vom Halse. Morgen mache ich Susanne den Standpunkt klar. Da hört doch Alles auf, sie soll uns in Ruhe lassen!“

Sie rannten im Dunkel gegen ein Möbel, stießen sich und klingelten nach Licht.

Trappend kam Hulda, brachte endlich die Lampe, stolperte und warf sie mitten auf den Fußboden. Es war eine Szene heilloser Verwirrung. Gellir von Glocke und Zylinder, die Lampe erlosch qualmend und stinkend; auf der Diele eine Petroleumlache. Die Unschuld stand daneben, hielt sich die Schürze vor's Gesicht und weinte.

Bredenhofers mußten lachen, sie wollten sich nicht die Laune verderben lassen; was war am Ende eine zerbrochene Lampe gegen die hoffnungsvolle Aussicht, die ihnen winkte?

„Scherben bringen Glück,“ sagte der junge Mann, kniete nieder und las die Splitter zusammen. Au weh, er hatte sich geschnitten! Dumm siderte ein Blutstropfen und noch einer und noch einer an seiner Hand herunter.

„Verschmettert wie Dein Bild,“ lächelte Lena. „Aber aus den Trümmern steigt ein neues, ein schöneres!“ Sie fing die Blutstropfen mit dem Taschentuch auf und küßte den verletzten Finger.

Endlich saßen sie nebeneinander auf dem Sopha; statt der Lampe flackerten zwei Kerzen, hatten lange Schuppen und tropften Stearin auf den Tisch. Sie amüßten sich darüber; Lena machte drollige Bemerkungen, ihre ganze anmuthige Mädchenheiterkeit war wieder da. Er konnte sich nicht satt an ihr sehen; ihr bleiches Gesichtchen so pikant, ihre Augen schimmernd!

Er ging und holte die letzte Flasche Wein, die sie im Hause hatten. „Stoßen wir an auf eine glückliche Reise! Auf eine glückliche Zukunft!“

Lächelnd führten sie die Gläser aneinander: Kling, Kling! Das war ein froher, verheißender Klang!

Draußen heulte der Wind; er streifte die Häuserfassaden entlang mit Ungeflüm, riß Dachziegel ab und schlennderte sie krachend auf die Straße. Ein böses Wetter. Herbststürme, die keinen Sonnenschein mehr bringen.

## XV.

Ueber den Feldern webt ein Gespinnst von Reif; lange weiße Fäden reißt der Wind los und treibt sie durch die graue Luft. Keine Stoppel mehr, Alles schon ungepflügt, bestellt mit der Winterjaat.

Auf den begrasteten Senkungen, die Gräben und Tümpel entlang, sammelt sich kein klapperndes Storcheneer mehr; ihre Nester auf den Dachfirsten im Dorf stehen verödet, dem zerzauberten Spiel der Stürme preisgegeben. Die Störche sind alle fort, entflohen in bessere Länder. Nur einer ist zurückgeblieben, ein flügelahmer, kranker. Behmüthig steht er auf einem Bein, oben auf dem Scheinendach, plustert die Federn auf und thut erbärmlich. Oder er selzt die Wiese entlang und sucht kärgliche Nahrung; Frösche giebt's nicht, und die Mäuse sitzen schon im Winterquartier. Die Buben machen Jagd auf den einsamen Vogel, sie wollen ihn in den warmen Stall sperren; er läßt sich nicht bekommen, da werfen sie

mit Steinen nach ihm. Wie lange noch, und er liegt todt, erfroren unten auf der Gasse.

Im Dorf bimmelte es Besperzeit; die Leute zogen sich in ihre Hütten zurück; draußen wurde es schon ungemüthlich, früh dunkel, es gab nichts mehr zu schaffen. Nur auf dem Gutshof, unter den Fenstern des Herrenhauses lärmten die Tagelöhnerkinder. Das war die Stunde, in welcher der Gutsherr beim Kaffee saß oder auf dem Sopha lag, eine Pfeife rauchend, die mächtigen Füße in grünen Pantoffeln über die Seitenlehne bammeln lassend. Fräulein Hammen hatte diese Pantoffeln gestickt und war stolz auf ihr Werk; sie zeigten oben auf ein graues Perlenkränzchen, das einen Mopskopf umgab. Der Mops hatte rothe Perlenaugen und ein rothes Halsbändchen, das machte sich gut zu der frischgrünen Füllung. Wenn Herr Hermann Bredenhofser, Besitzer von Althöfchen, etwas begehern wollte, pflegte er die mächtigen Boten von sich zu strecken und, sie wohlgefällig beäugelnd, zu sagen: „Bei diesem Mopskopf, es ist so!“ Da gab's keinen Widerspruch.

Die Kinder hatten sich auf den Schwengel der Pumpe gesetzt, die dicht an dem Gitter stand, das den Wirtschaftshof vom Vorgärtchen des Herrschaftshauses trennte. Herrschaftshaus ist eigentlich kein richtiger Ausdruck, es war weiter nichts als ein großes gemüthliches Bauernhaus mit rothem Ziegeldach und grünen Fensterläden.

Die Pumpe quieschte, die Kinder schrieten, sie machten eine Reize auf dem Pumpenschwengel; mitunter rannte auch eines hin, zwängte den Kopf durch's Gitter und kreischte laut in den Vorgarten hinein. Der Herr schien nicht zu Hause; sie wurden immer dreister, immer vergnügter. Lenas Hieronymus kroch auf's Gatter, stolz saß er rittlings oben und spuckte hinüber auf den Kiesweg. Die übrigen kreischten bewundernd dazu.

Da auf einmal narnte was, die Glas Thür der Veranda klappte! Sie standen wie angenagelt.

„Was ist los?“ rief des alten Bredenhofers mächtige Stimme. „Wollt Ihr wohl?“ Schon schlorteten die grünen Pantoffeln die Stufen der Freitreppe hinunter.

„Der Harre, der Harre!“ Die Flachsköpfe standen wie angenagelt, sie wagten nicht, fortzurennen und hätten's doch zu gern gethan.

„Na, was macht Ihr hier? Bienasch's Marie, Krämer's Wilhelm, Anne, Bertha und Martin, na? Und Lenas Hieronymus, Du willst Dir wohl Deine Buxen ganz machen? Was?“ Langsam näherte sich der starke Mann den Kindern, immer die eine Hand auf dem Rücken haltend.

Sie starrten ihn an, halb furchtsam, halb lachend. Krämer's Wilhelm, der kleinste, steckte den Finger in den Mund. Die wasserblauen Augenpaare sahen unverwandt den Herrn an. Hieronymus auf dem Bann machte eine Schwenkung, er wollte gern sehen, was der ‚Harre‘ auf dem Rücken hatte; ob's der Kantschu mit dem Lederriemen war, der so eindringlich um erponirte Stehrseiten pffif?

„Was?“ Bredenhofser blinzelte. „Soll ich Euch eine Geschichte erzählen, was?“ Er rüdt bedrohlich näher. „Also eine Geschichte. Es war einmal —“

Ein gellender Aufschrei. Hieronymus kugelte vom Gatter und rollte noch eine Strecke weit; die Mädchen und Buben rannten davon wie besessen, ihre Flachshaare wehten, ihre zerlumpten Röschchen flatterten.

Eine Geschichte — ? O sie kannten die! Die erzählte der ‚Harre‘ immer, wenn sie nicht gut thaten.

In einiger Entfernung machten sie Halt; nun quieschten sie laut auf vor banger Lust, der Herr lehnte über's Gitter und suchtelte mit dem Kantschu durch die Luft.

„Kommt mir her, eine Geschichte, ich erzähle Euch eine Geschichte!“

Sie würden sich hüten. Sie stießen ein allgemeines Geschrei aus und stoben dann fort, wie Spreu im Winde, sich puffend, schleibend, drängelnd.

„Nangen, Jöhren, verdammte Brut — wollt Ihr nochmal so spektakeln? Reißt 'nen anständigen Menschen aus dem Mittagsschlaf — Ihr Lumpen- gesindel, verfluchte Krabben, wartet mir, ich komme hin!“

Er lehnte mit beiden Armen auf dem Zaun und sah ihnen nach, bis das letzte Mädelchen um die Ecke verflattert war. Ein Schmunzeln ging über sein rothes Gesicht. Er hatte die Brut gern, aber es war ihm ein Bedürfnis, den Jöhren mitunter eine Geschichte zu erzählen; die mußten doch wenigstens wissen, wer Herr war. Schlimm genug, daß heutzutage leider Gottes so wenig Respekt mehr in der Welt war, so wenig Unterordnung und Dankbarkeit. Die Jungen wollten neummal klug sein; auf die Alten, die immer Recht hatten, wurde nicht gehört.

Mit einem tiefen grollenden Seufzer dachte der Alte seines Neffen Richard. Wie mochte es dem wohl gehen? Schlecht natürlich!

Er zog die Stirn kraus, stieß das Gitterpförtchen auf und stampfte über den Hof. Was hätte Tante Hannchen gesagt, wenn sie dessen ansichtig geworden wäre?! Mit den guten Grünen über den Hof, durch die kothigen Wagengeleise und den Hühner- und Entenschmutz!

„Trap, trap“ ging's nach der großen Hofpforte. Da zogen sich links die Wohnungen der Tagelöhner hin, niedrige, weißgestrichene Hütten, aus deren kleinen Schloten Dampfwehchen wirbelten.

Boy Wetter, was hatten die Weiber schon wieder zu kocheln? War's denn heute Sonntag, daß ein frischer Kaffee gebraut wurde? Das Mittagessen war auch schon ein paar Stunden vorbei; was hatten die Ledermäuler zu briezeln?

Bredenhofers wollte eben zum ersten Tagelöhnerhaus einbiegen, da fiel sein Blick nach rechts, auf die allgemeine Dorfstraße. In den Pfügen ihrer ausgefahrenen Geleise spiegelte sich der graue Himmel mit seinen dunklen Wolken. Ganz einsam war die Gasse, schon glommt hier und da zur Rechten und Linken ein Lämpchen auf.

Das obere Ende der Straße führte sacht bergauf in's freie Feld; von dort her kämpfte sich eine Frauengestalt, ein Täschchen am Arm. Der Wind setzte sich in ihre Röcke und blähte sie auf; wie dunkle Fittiche schlugen sie klatschend um den Körper. Mühsam, Schritt für Schritt wankte die Gestalt heran; das war keine Diesige.

Bredenhofers strengte die Augen an. Jetzt sah er ein todtenblaßes Gesicht unter elegantem städtischem Cut, zerzauste lockige Haarsträhnen — Donnerwetter, wer war das?!

Wie angewurzelt stand er. Die Fremde kam auf ihn zu mit schlorrenden Füßen, ihr Kleidersaum schleppte durch's Naß. Jetzt war sie bei ihm. Sie streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück, öffnete den Mund und stammelte ein paar unverständliche Worte. Mit matten, verglasten Augen starrte sie um sich, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus. Sie taumelte, sie schwankte.

Er fing sie in den Armen auf. Er hielt eine vollstündig Erschöpfte, eine Ohnmächtige. Das Täschchen war zur Erde gefallen, er hob es auf.

„Lena Bredenhofers“ stand auf dem kleinen Silberplättchen.

Also doch! Jetzt erkannte er sie. — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Gold- und Silberwaaren.

Von Hans Ostwald.

Mancher, der durch die Scheiben eines Juwelierladens gesehen, mag sich schon gesagt haben: „Ah, was muß der Mann für ein geschickter Kerl sein, der all diese Herrlichkeiten angefertigt hat und nun zum Verkaufe ausstellt!“ Na, die Sache ist nicht so schlimm. Selten ist heutzutage der Ladenbesitzer und Goldschmiedemeister auch der Hersteller der Goldwaaren. Seine Werkstatt ist in den allermeisten Fällen nur eine Reparaturwerkstatt. Kaum ein Stück der im Schaufenster in Glaskästen und Glaskränken aufgestellten Waaren ist unter der Hand des Goldschmiedemeisters entstanden. Der einzige Artikel, den er noch selbst anfertigt, sind Trauringe. Sehr oft werden auch diese schon gleich fertig gekauft.

Wie alle Handwerke, so hat sich auch das Goldschmiede-Handwerk zu einer Industrie entwickelt. Wenn auch ein großer Theil der Schmuckfachen noch mit der Hand gefertigt wird, die ganze Einrichtung der Werkstätten ist schon fabrikmäßig. Die billigen Massenartikel werden alle durch Maschinen hergestellt. Nur weniger Handgriffe bedarf es bei diesen Sachen, um sie tragfähig zu machen. Und auch jene Werkstätten, in denen der feinste Schmuck nach Originalzeichnung hergestellt wird, je nur ein Stück nach einer Zeichnung, können heute nicht ohne Maschinen auskommen. Wie in allen anderen Betrieben hat auch in der Goldschmiedekunst die Maschine und die moderne Technik, weniger die in der Goldschmiedewerkstatt notwendige Chemie, manches umgeändert. Auch auf die Trauringfabrikation hat sie eingewirkt. Alle Ringe, die gleich fertig gekauft werden, hat der Händler aus der Fabrik bezogen. Früher wurden alle Ringe, nicht nur Trauringe, geschlagen, oder vielmehr geschmiedet, und zwar in einem sogenannten Sedenzug. Das ist ein Stück Eisen, das verschiedene Millen hat, schmale und breite, flache und tiefe, so wie der Ring werden soll. Der Sedenzug wird in einen Schraubstock gespannt, das längliche, drahtähnliche Metallstück auf eine Mille gelegt, und nun wird mit einem an der Schlagseite abgerundeten Hammer so lange draufgeschlagen, bis die eine Seite eine gleichmäßige runde Form angenommen hat. Diese Art der Herstellung verschwindet mehr und mehr. Nur bei Trauringen aus Feingold wird sie noch manchmal angewandt. Und auch diese werden dann noch meist durch ein Lochziehen gezogen, dessen Löcher die Form der Durchschnittsfläche eines Ringes haben. Jedes Loch ist um ein Geringes enger als das andere, so daß der Ringdraht in jeder Stärke zu ziehen ist. Gezogene Ringe brauchen natürlich nicht so sehr befeilt werden, wie geschmiedete. Also ist auch der Abgang an Metall nicht so groß. Dagegen gehört zu den gewalzten schon wieder ein größeres Metallstück, da sich ein Grad abpreßt. Aus diesem Grunde werden feingoldene Ringe nicht so häufig gewalzt. Dagegen ist es gebräuchlich, die geringeren Goldlegierungen, aus denen Trauringe hergestellt werden sollen, zu walzen. Das geschieht besonders in den Ringfabriken. Doch auch die meisten kleinen Geschäfte haben eine Trauringwalze, da sich ihre Anschaffung lohnt. Sie ist fast stets mit einer Blechwalze verbunden. Von den beiden acht bis fünfzehn Zentimeter breiten Stahlzylindern der Walze ist der eine ganz glatt. Der zweite ist nur bis zur Hälfte glatt. In die andere Hälfte sind ähnliche Millen gefeilt oder gedreht, wie der Sedenzug sie hat. Durch die beiden Walzen wird das Metallstück gequetscht, die etwas auseinander stehenden Walzen werden nach und nach zusammengeschaubt und das Metallstück immer wieder mit Hilfe der Kammräder und der Sturzel durchgedrückt, bis es dünn genug ist. Dann wird das dem Gewicht und der Weite des Trauringes entsprechende Drahtstück abgeschnitten, die Schnittfläche mit dem kleinen Bretthammer glatt gehämmert, befeilt und mit der Schienenzange, einer Zange, deren eine Wade innen flach, deren zweite innen rund ist, ringförmig gebogen. Der rohe Ring wird mit dünnem Eisen draht zusammengebunden, da er sich sonst beim Löthen auseinanderziehen würde; die Fuge wird mit gelbem Borax bestrichen, damit sie nicht oxydirt und das Loth sich mit dem Metall verbinden kann. Ein kleines, dünn gewalztes, feingeschnittenes Stück Loth, minderwertiges, leichtfließendes Gold, kommt auf die Fuge und der Ring auf eine Holzbohle. Mit dem Löthrohr wird die Gasflamme auf ihn geblasen; die Holzbohle läßt die Hitze nicht durch, sondern wirkt sie auch von unten auf den Ring. Wenn er weißglühend ist, schmilzt das Loth und füllt die Fuge. Der zu Glas geschmolzene Borax wird in einer ganz schwachen Schwefelsäurelösung abgelocht, das überschüssige Loth abgefeilt und dem Ringe auf einem Ringriegel, einem konisch verlaufenden, runden Stahlstück, mit einem Holz- oder Hornhammer die richtige Weite und die richtige Form gegeben. Hierauf wird er mit einer ganz feinen Feile, einer Speckfeile, geglättet und mit feinem

Schmirgelpapier ein wenig geschliffen. Nochmals kommt er auf die Holzbohle, wird rothglühend gehit und in reiner Salzsäure abgelocht. Nachdem er in Wasser abgeseilt ist, wird er mit einem Polirstahl und ein wenig Speichel geglättet, bis er den bestechenden Glanz des fertigen Ringes annimmt.

So viele Manipulationen beansprucht das einfache Produkt des Goldschmiedes. Vielleicht giebt das Geschilberte eine Ahnung von der Mühe, die ein feineres Schmuckstück macht. Ist doch das Schmelzen noch nicht einmal hinzugerechnet worden. Das Schmelzen geschieht bei kleineren Mengen auf der Holzbohle. In ihre Oberfläche wird ein Loch gehöhlt, das Metall und ein kleines Stück Kristallborax hineingethan, eine kleine Kohle zum Auffangen der Gasflamme dahintergestellt und die Flamme nun so lange darauf geblasen, bis das Metall zu einem tochenden Klümpchen geschmolzen ist. Das Schmelzprodukt wird je nach Bedarf in einem langen oder kurzen Eiseneinguß, der Draht- oder Blechform ergiebt, ausgegossen. Größere Mengen werden in großkörnigen, unglasirten Thontiegeln geschmolzen. Auf das Metall kommt noch Holzkohlenpulver, um das so leibige Spritzen des Metalls zu verhindern. Der Tiegel kommt in einen Koks- oder Gasofen und wird nachher ebenso ausgegossen, wie das auf der Holzbohle geschmolzene Gold oder Silber. Diese Art ist bequemer, da sie das anstrengende Blasen mit dem Löthrohr überflüssig macht. Sie verbreitet sich auch immer mehr, begünstigt durch das Auswachsen einzelner Werkstätten zu Fabriken.

Zur Zeit existieren drei Arten von Werkstätten. Da sind erstens die großen Fabriken zu Hanau, Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd, in denen oft fünfzig bis hundert Menschen beschäftigt sind. An den Fenstern der Arbeitsäle sind große Werkbretter aufgestellt, die mit fünf Ausbuchtungen versehen sind. In je einer Ausbuchtung sitzt ein Arbeiter. Auf dem Arm des Werkbrettes zu seiner Rechten liegt sein Werkzeug. Auf dem Brett stehen und liegen zerstreut: Blechtafeln zur Aufbewahrung der Arbeit, des Metalles und des Feilstaubes, Holzbohlen, Näpfe mit Boraxstücken, Wasserflaschen, kleine Flachheisen, Delnäschen, ferner in der Mitte die Gaslampe und mehrere kleine Gasflammenständer zum Löthen, die durch Gummischläuche mit dem Gasrohr verbunden sind. Im hinteren Theil der Werkstatt stehen kleine Blech- und Drahtwalzen; die letzteren haben in ihren Walzylindern kantige Millen. Eine Kante liegt in jeder Walze, etwa so  $\vee$ . Das ergiebt beim Walzen, da zwei Millen aufeinander treffen, viereckigen Draht, der von 5 mm Stärke bis auf  $\frac{1}{2}$  mm gewalzt werden kann. Neben den Walzen steht ein kleiner Ambos auf einem Holzblock. Dabei ein Ständer für größere Hämmer und großes Werkzeug, wie Bleistücke, Ringriegel usw. Bei einem Schraubstock liegen Ziehheisen mit den verschiedensten Löchern, rund, oval, viereckig, sternartig u. a. Auf einem Tisch stehen Kupferchalen, in denen die gelötheten Gegenstände mit verdünnter Schwefelsäure abgelocht werden. Ein kleiner Gasofen, eine sogenannte Kapelle oder Esse dient zum Glühen oder Löthen größerer Sachen. Sie steht auf einem eisernen Blasebalg, der mit dem Fuße getreten wird. Hohle Schmuckstücke, wie Medaillons, Armbänder und Scharnierbrofchen werden in der Esse in einem Sandtopf nach dem Ablochen getrocknet.

In einem anderen Raum der Fabrik sind die großen Maschinen, die den Betrieb im modernen Sinne zur eigentlichen Fabrik stempeln. Die mit Dampfkraft oder Elektrizität getriebenen Walzen pressen breites, dickes Blech oder starken Draht dünn. In einem Gasofen wird es mehrmals gegläht, damit es nicht reißt. Durch das Walzen wird das weichgeglühte Metall spröde und hart, so daß es manchmal wie Glas springt. Die Edelmetalle haben bekanntlich im Gegensatz zum Eisen die Eigenschaft, durch Glühen weich zu werden und durch Abkühlen in Flüssigkeit nicht zu erhärten, so daß Federn, Nadeln und ähnliche Sachen gewalzt oder hart geschmiedet werden müssen. Durch zu strenges Walzen bricht jedoch das Metall. Manchmal ist auch Unreinlichkeit des Metalles die Ursache der Sprödigkeit. Dann muß es, unter Zusatz von

Stupfersalz, umgeschmolzen werden; ein während des Schmelzens hineingeworfenes Stückchen Messing nimmt verbrennend das häufig verderbliche Zinn heraus.

Eine Ziehbank ist zur Erzeugung großer Drahtmengen bestimmt. Eine große Zange ist an einer Kette angebracht, die sich um einen Stahlbalken wickelt. Diese Zange reißt den stärksten Draht durch das Ziehisen.

Für die Bedienung dieser Maschinen ist gewöhnlich ein Maschinist angestellt. Außer ihm ist noch ein Presser da. In Fabriken, die besonders viel gepressten Schmuck herstellen, findet man auch mehr Presser. Jeder steht an seiner Stanze und preßt die Schmuckstücke gleich zu Hunderten. Ein Stahlstempel, in den das Muster erhaben gestochen ist, fällt auf ein Stück Blech, unter dem ein Stück Blei liegt. Manchmal wird auch ein Eisen untergelegt, in das das Muster vertieft gestochen ist. Der Stahlstempel preßt dann das Blech in das untere Metall. Die Form braucht dann nur noch ausgeschnitten und mit einem Boden, sowie Hasen, Scharnier und Nadel versehen zu werden — dann noch ein wenig gravirt, ein Steinchen hinein, polirt — die Vorstecknadel ist fertig. Das Alles wird schneller gemacht, als man sich das denkt. Denn solche Artikel werden immer gleich hundertweise angefertigt. Der Arbeiter muß sich das zu Ruhe machen und gleich zehn bis zwanzig mit einem Male löthen können, sonst verdient er nicht so viel, um sich allein, viel weniger eine Familie ernähren zu können. Wie flint er arbeiten muß, geht vielleicht daraus hervor, daß selbst in den kleineren Geschäften ein Paar Trauringe in einer Stunde fertig sein muß — vom Schmelzen bis zum Graviren.

(Schluß folgt.)



## Hygienisches vom Radeln.

Von Dr. Ernst Schneider.

Das Zweirad bedarf keines Lobredners mehr. Seine Verehrer haben von ihm reichen Segen für die Menschheit erwartet und prophezeit; so sollte es die Freude an Naturgenuss fördern, die ökonomische Lage der Landbewohner durch Zunahme des Verkehrs zwischen Stadt und Land bessern, der fortschreitenden körperlichen Entartung, namentlich der Großstädter, Einhalt thun. Sonderbar genug erscheint es mir, daß noch kein begeisterter Radler — und im Anfang ist das Jeder — ein Werkchen „das Zweirad als Erzieher“ geschrieben hat. Aber auch bei ruhiger Betrachtung muß man zugeben, daß der neue Sport immerhin Vieles vom Versprochenen gehalten hat.

Zweifellos ist das Radeln ein vorzügliches Mittel zur Uebung und Kräftigung der Muskeln. Nicht der gesammten Muskulatur, wie etwa rationelles Turnen, Schwimmen, Rudern oder das Erklimmen hoher Alpengipfel. Gegenüber dem schulmäßigen und vielen langweiligen Turnen hat es aber den Vorzug der Ortsveränderung und der Abwechslung für das Auge voraus, dem Schwimmen und Rudern gegenüber den geringeren Anstrengung und der Möglichkeit längerer Ausübung; die gesündeste und schönste Betätigung der Körperkräfte, das Bergsteigen, ist ein theurer, seltener Genuss, den verhältnismäßig Wenige sich bieten können. Zudem kann man, wenn das Wetter trocken und nicht stürmisch ist, jederzeit radeln, die Gelegenheit zum Turnen aber muß man sich suchen, der Wasser- und Bergsport gar ist für uns auf ganz kurze Zeit beschränkt. Das Radeln ist also ein relativ universeller Sport.

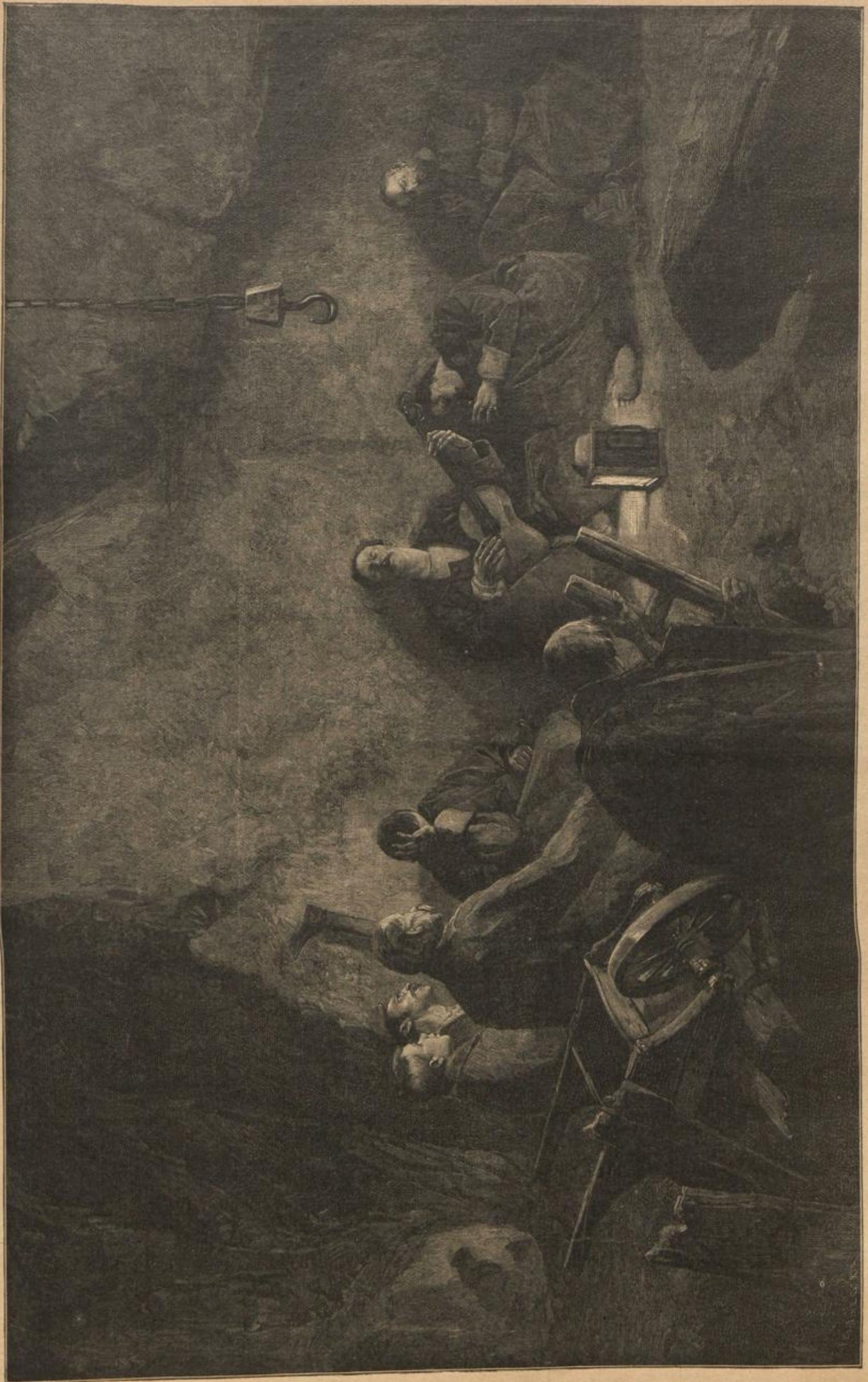
In erster Linie betheiligen sich beim Radeln die Muskeln der unteren Extremitäten und zwar die Streckmuskeln. Die Armmuskulatur wird, wenigstens bei geliebten Fahrern, fast garnicht in Anspruch genommen, da die Hände lose auf der Lenkstange liegen und nicht zum Steigen, sondern nur zum Lenken der leicht gehorchenden Maschine verwendet werden sollen. Stärker werden die Rückenmuskeln geübt und zwar nur bei gradem, elegantem Sitz, aber nicht bei der häßlichen und schädlichen Knechtstellung der Radgigerl. Wie bei jeder Körperarbeit

wird die Thätigkeit der Lungen gesteigert, und wer richtig radeln gelernt hat, kann, indem er dabei regelmäßig, möglichst langsam und tief durch die Nase athmet, seine Athmungsmuskulatur kräftigen, die Elastizität der Lungen erhöhen und ihre Fähigkeit üben, mit einem Athemzuge eine große Menge Luft aufzunehmen. Verhältnismäßig die größte Arbeit wird dem Herzen zugemuthet, deshalb ist auch das Herz bei schwächlichen und leichtsinnigen Radlern am ernstlichsten gefährdet. Es besteht nämlich zwischen Muskelthätigkeit und der Arbeit des Herzens und der Lunge innige Beziehungen. Ebenso wie eine Dampfmaschine bei ihrer Arbeit Feuerung verbraucht, kann der Muskel nur arbeiten, indem die Kohlenstoffverbindungen (Kohlhydrate und Fette), die er in sich zur Zeit seiner Ruhe aus dem Blute aufgenommen und angehäuft hat, während der Arbeit mit dem, gleichfalls vom Blute gelieferten, Sauerstoff zu Kohlenensäure verbrennen. Das Ergebniss dieses Vorganges ist Bewegung, bei der Wärme und Kohlenensäure entsteht. Die Kohlenensäure ist ein Ermüdungsstoff, der, angehäuft, nicht nur die Muskelthätigkeit lähmen, sondern dem ganzen Organismus gefährlich werden würde. Sie muß also entfernt werden, und das geschieht wiederum durch das Blut, das, mit Kohlenensäure beladen, aus den zum Herzen zurückführenden Gefäßen, den Venen, der Lunge zu strömt. Je mehr das zurückströmende Blut mit Kohlenensäure gefüllt ist, um so häufiger und ausgiebiger muß die Athmung werden, damit sie es schnell von der Kohlenensäure befreie und ihm genügend Sauerstoff aus der Luft heranschaffe. So erklärt es sich, daß bei starker Körperarbeit durch die um fast das Dreifache des Normalen vermehrten Athemzüge eine Kohlenensäuremenge ausgeschieden wird, fast zehn Mal so groß als die in der Ruhe ausgeathmete. Andererseits reizt die Kohlenensäure-Anhäufung im Blute die die Herzthätigkeit bestimmenden Nerven, so daß der Herzmuskel sich öfter und kräftiger zusammenzieht. Auf diese Weise kann er schnell und reichlich den Lungen das abgenutzte Blut zur Erneuerung, und den arbeitenden Muskeln das erneuerte Blut zu weiterem Verbrauch zuführen.

Wenn auch ein gesundes Herz durch planmäßige Uebung zu großen Leistungen erzogen werden kann, es ist doch seine Leistungsfähigkeit, wie die jedes Muskels, begrenzt. Muß es sich zu oft zusammenziehen, so hat es nicht Zeit, sich vollständig zu leeren, und es bleibt ein Rest in ihm zurück, der durch den immer erneuerten Zufluß größer wird. Dazu kommt, daß auch der ermüdete Herzmuskel an Spannkraft einbüßt und daher durch die hineingeworfenen Blutmassen leicht ausgebeutet werden kann. Es ist also verständlich, wie durch übermäßige Anstrengungen Herzscheidigungen zu Stande kommen können; Schädigungen, die sich wohl beim ersten Mal wieder gut machen lassen, aber, wenn wiederholt, zu dauernden Erkrankungen führen. Daß in dieser Hinsicht besonders das Radeln gefährlich ist, weil dabei die Ermüdung des Herzens sich zu spät subjektiv bemerkbar macht, ist eine nachgerade auch den Laien geläufige Tatsache. Doch braucht sich, wer das Radeln nur zu seinem Vergnügen treibt, nicht als Rennsport, dadurch nicht abschrecken zu lassen, vorausgesetzt, daß er keine Gewalttouren macht und sich gesunder Brustorgane erfreut.

Wenn das Radfahren gesund sein soll, so kommt es selbstverständlich sehr darauf an, wie man fährt. Garnicht genug kann man die häßliche Knechtstellung, wobei der Fahrer fast auf dem Nabe liegt, verdammen. Auf dem Nabe soll man sitzen wie auf dem Pferde. Wer vorn über gebeugt liegt, beeinträchtigt nicht nur die Athmung, indem Brust und Bauch zusammengedrückt werden, sondern er athmet unmittelbar den vom Vorderrade aufgewirbelten Staub und die eigenen Ausdünstungen ein. Staub und Gegenwind reizen die Augen und können Bindehautentzündungen zur Folge haben. Ueberdies staut sich bei der Knechtstellung das Blut im Kopf und, durch die Abknickung der großen Blutgefäße des Rumpfes, auch im Unterleibe. Natürlich übersteht der gebückte Fahrer nur eine kleinere Strecke als der aufrecht sitzende, und gefährdet so sich selbst und Andere, die seinen Weg zu kreuzen wagen. Wendet man zu

Gunsten dieser häßlichen Haltung ein, daß sie beim Rennen unentbehrlich sei, nun gut, so mag das für die geschlossene Bahn gelten, aber nicht für öffentliche Wege. Die Radlerinnen, soweit sie nicht von der Rennsucht befallen sind, huldigen glücklicherweise dieser Mode nicht, hauptsächlich wohl, weil sie wissen, wie sehr sie ihre Anmuth beeinträchtigen würden. Es muß, wenn man gut sitzen soll, die Lenkstange etwas höher als der Sattel stehen und darf von ihm nicht zu weit entfernt sein. Nicht selten sieht man, namentlich bei Anfängern, daß das Pedal nicht mit den Zehen, sondern mit der Fußhohlhand getreten wird. Das erschwert die Arbeit und macht bald müde, weil das Treten mit größerem Kraftaufwande geschehen muß. Wer mit dem vorderen Theile des Fußes das Pedal bearbeitet, geht mit seiner Kraft sparsamer um, weil er einen längeren Hebelarm anwendet. Von allergrößter Wichtigkeit für die Hygiene des Fahrers ist eine geregelte Athmungsthätigkeit. Die Radfahrlehrer, meistens junge, unerfahrene Leute, die den Schüler, der sich einigermaßen auf dem Nabe halten kann, durch seine eigene Erfahrung und seinen Schaden klug werden lassen, müssen viel mehr auf die Athmung ihrer Schutzbefohlenen achten, als es geschieht. Man soll ruhig, tief und durch die Nase athmen. Wer das, besonders das letzte, nicht kann, gehört entweder überhaupt nicht auf's Rad oder muß zuvor das Hinderniß, das ihm die Nasenathmung verlegt, vom Arzte beseitigen lassen. Die Nase ist unser angeordnetes Luftreinigungsfilter und unser Luftwärmer und schützt als solcher die Athmungsorgane vor Infektionen und Erkältungen. Genügt bei durchgängiger Nase die durch sie aufgenommene Luftmenge dem Athmungsbedürfniß nicht mehr, so ist das ein sicheres, deutliches Warnungszeichen beginnender Ueberarbeitung des Herzens, für den verständigen Fahrer also ein Befehl zum Absteigen und Ausruhen oder wenigstens zur Mäßigung der Fahrgeschwindigkeit. Wie schnell und wie lange man fahren darf, hängt von der Körperkonstitution und der Uebung des Einzelnen ab; im Allgemeinen gilt eine Geschwindigkeit von 4 bis 5 Metern in der Sekunde, also etwa 15 Kilometern in der Stunde, als normal und unschädlich. Je besser der Weg ist, und je weniger man geübt ist, die Aufmerksamkeit anzuspannen, um so später wird man ermüden; wer in dem Getriebe belebter Straßen einer großen Stadt fahren muß, weiß, um wieviel mehr eine solche Stadttour anstrengt als eine Vergnügungsfahrt über Land. Die körperliche Anstrengung beim Fahren wird besonders erhöht durch starken Gegenwind und durch Steigungen des Weges. Der Wind, der den Fahrer im Rücken trifft, nimmt ihm den größten Theil der Arbeit ab, aber der Gegenwind erschwert sie ihm um ein Vielfaches, und zwar um so mehr, je größer die Fahrgeschwindigkeit ist. Die Schrittmacher, die dicht vor dem Rennfahrer einherlaufen, haben auch nicht so sehr den Zweck, ihn zu immer größerer Geschwindigkeit zu reizen, als den, ihm den Gegenwind wegzunehmen, daher sich der Renner auch immer dicht hinter den Schrittmachern halten muß, die ja mindestens die Hälfte seiner Arbeit thun. Beim Vergangfahren ist die Kraftanstrengung um so größer, je höher das Rad „übersteht“ ist, und je langsamer das Tempo des Fahrers vor dem Anstiege war. Es empfiehlt sich, die Steigung selbst langsam zu fahren, aber, bevor man zu ihr gelangt, einen Anlauf zu nehmen, weil dann die während des Anlaufes im Nabe angespeicherte Kraft dem Fahrer beim Anstiege zu Gute kommt. Bei der Sucht, möglichst schnell von der Stelle zu kommen, kauft man meist Räder mit hohen Ueberlegungen, die freilich auf ebener Straße schnell und mühelos vorwärts bringen, aber schon bei geringer Steigung einen um vieles größeren Kraftaufwand verlangen, als ein Rad mit mäßiger Uebertragung (63—68). Beim Vergangfahren achte man ganz besonders auf gleichmäßige Athmung; denn unwillkürlich versucht man zu pressen, um durch Ruhigstellen des Rumpfes die größte Muskelkraft anzuwenden zu können. Durch das Pressen werden aber plötzlich das Herz und die feinen Muskel speisenden Blutgefäße leer, während das Blut in den Körpervenen (die es in das Herz und die Lungen führen



Seimatstied sibirischer Verbamer. Nach dem Gemälde von Wladimir Schereschewsky.  
(Original im Besitz des Kunsthändlers Max Sestl in Berlin.)

sollen) sich staut; hört dann der Druck auf, so strömt mit dem ersten Athemzuge eine übergroße Menge Blut in das schlaffe Herz und bringt es so der Gefahr einer Ueberdehnung nahe. Auch beim Bergabfahren ist Vorsicht geboten, zumal wenn man die vollständig überflüssigen Fuhrkräften, die an der Bordergabel angebracht sind, nicht entfernt hat. Sie verlocken den Fahrer, die Pedale loszulassen und sich so der Herrschaft über die Maschine zum großen Theil zu begeben. Die große Zahl der durch solche Unbedachtsamkeit bedingten Unfälle sollte lehren, mit den Fuhrkräften aufzuräumen.

Ein bequemer und guter Sitz des Radlers hängt wesentlich ab vom Bau des Sattels. Ohne auf diese schwierige und heikle Frage näher einzugehen, bemerke ich nur, daß ein guter Sattel in seinem hinteren Theile breit sein, sich nach vorn schnell verjüngen und im vorderen Theile kurz sein muß, weil man ja nur auf dem hinteren Theile sitzen soll. Die Knöpfe oder „Dornen“ im vorderen Theile sind verwerflich. Der Sattel soll horizontal, nicht vorn höher stehen, das Leder straff gespannt sein, und in der Längsachse soll sich ein größerer länglicher Ausschnitt oder Einschnitt befinden zur Vermeidung jeglichen Druckes. Die Christy-, die Duplex- und die Hunt-Sättel entsprechen ungefähr diesen Anforderungen. Ein geübter Fahrer kann die erschütternden Stöße, die ihm das Rad auf holprigen Wegen mittheilt, durch leichtes Erheben im Sattel abschwächen.

Beim Radfahren zu rauchen, ist entschieden ungesund, nicht nur, weil der Tabakgenuß das ohnehin angestrengte Herz in Mitleidenschaft zieht, sondern auch, weil man, tief athmend, den Rauch leichter in den Kehlkopf und die Lunge einzieht und diese Organe so zum mindesten reizt.

Gegen die Kleidung der Radfahrer, wie sie sich allmählig als praktisch eingebürgert hat, ist nichts zu sagen; es ist vielmehr anzuerkennen, daß die Schägung der luftdurchlässigen Wollstoffe, die eine langsame Verdunstung des Schweißes ermöglichen, durch die Ausübung des Radportes zugenommen hat. Daß die Schuhe, namentlich im vorderen Theile, bequem sein müssen, damit die Zehen Spielraum haben, ist besonders zu betonen.

Einen anderen großen Vortheil dieses Sportes sehe ich in der That, daß viele seiner Anhänger durch eigene Erfahrung den Glauben an die allein kräftigende Wirkung des Alkohols verloren haben. Die meisten Radler wissen, daß auf der Fahrt ihnen Bier oder Wein nur eine kurze Erquickung gewähren, aber schließlich ihre Ausdauer und Kraft verringern, daß jedoch kohlenstoffhaltige Wässer, süße Limonaden, süßer Thee oder Milch sie mehr erfrischen, ja sogar einen Theil der verbrauchten Stoffe ersetzen. Alkohol darf der Radfahrer, wenn überhaupt, erst nach Beendigung der Tour zu sich nehmen. Immerhin wird auch in diesem Falle die anregende Wirkung des Alkohols von der des Thees übertriffen. Das Gefühl der Ermüdung, welches von größter Bedeutung für das gesundheitlich zulässige Maß des Radfahrens ist, mit narkotischen Mitteln wie Cocain, Cola u. A. zu betäuben, ist höchst thöricht und gefährlich. Für längere Touren ist Chokolade, da sie Zucker und Fett in angenehmer Form enthält, ein schätzenswerthes, dem Stoffverbrauch entsprechende Genußmittel.

Diese Ansichten und Rathschläge werden nur dem annehmbar erscheinen, dem das Nennen nicht Selbstzweck ist, der vielmehr zur Erholung und zur Kräftigung fährt. Eine Hygiene des Rad-Rein-Sports ist ein Widerspruch in sich, denn dieser Sport ist durchaus unhygienisch. Es sollte kein Sport Selbstzweck sein; er soll nicht einseitig die Kraft einiger Muskelgruppen und eine bestimmte Art der Geschicklichkeit, womöglich auf Kosten der anderen Organe ausbilden, sondern er soll den ganzen Organismus erfrischen und kräftigen, das Selbstvertrauen stärken und die Freude an der Natur erhöhen. Wer befriedigt ist, wenn er auf der Rennbahn eine möglichst große Zahl von Kilometern mit einem leichten Rade von großer Uebersehung verschlungen hat, oder wenn er einen touristisch schwierigen Berg schneller erstiegen, als im Reisehandbuch angegeben ist, oder wenn er in einem Sportboot rascher als Andere über das Wasser fliegt, dessen Ehrgeiz ist kläglich, denn das bloße Rekordbrücken ist wahrlich ein untergeordnetes Ziel, nicht „des Schweißes der Edlen werth“. Daß dabei Herz und Lungen durch Ueberanstrengung zu Schaden kommen können, möchte noch hingehen; aber so ausgeübter Sport verdummt auch, scheint mir, und macht für edlere Genüsse unempfindlich.

So erinnere ich mich eines jungen Ehepaares, das geschmacklos genug war, die Alpenhöhlen zum Tummelplatz seiner frisch gebadenen Radlerkunst zu wählen. Es wußte von nichts Anderem zu berichten, als daß dieser Weg leicht fahrbar wäre, jener steinig und schlüpfrig; aber von dem, was zu beiden Seiten des Weges lag, hatten ihre Radleraugen nichts gesehen.

Ueber die Entscheidung der Frage, wer Rad fahren dürfe, herrscht im Ganzen unter den Aerzten Einigkeit. Jeder gesunde Erwachsene in der Blüthe seiner Jahre darf es; dabei ist gute Muskelentwicklung kein unbedingtes Erforderniß. Leute, die die Mitte der Bierziger hinter sich haben, sollten, bevor sie das Radeln lernen, ihren Arzt fragen, weil in diesen Jahren die Kreislauforgane oft schon an Elastizität und Widerstandsfähigkeit eingebüßt haben und weil die beim Lernen fast unvermeidlichen Stürze bei älteren Leuten schwerere Folgen haben könnten. Auch mit dem Radeln der Kinder können sich viele Aerzte nicht befreunden, so geschieht sich auch die Kinder anstellen mögen; denn im kindlichen Körper ist das Herz sowohl im Verhältniß zu der gesammten Körpermasse wie zu der Weite der Hauptschlagader zu klein, als daß es nicht eher dem beim Erwachsenen durch übergroße Muskelarbeit geschädigt werden könnte. Auch dürften Kinder im Eifer und in der Freude der schnellen Bewegung das Ermüdungsgefühl zu wenig beachten. Endlich kann fehlerhafte Haltung gerade in dieser Zeit des Knochenwachsthums den Grund zu dauernder Verkümmung der Wirbelsäule legen.

Schwäche des Gesichts und des Gehörs, Krämpfe, Krankheiten des Kreislaufs und der Athmungsorgane verbieten das Radfahren unbedingt. Für das immer mehr wachsende Heer der Nervösen, der Leute, die von Aufregungen, anstrengender Berufsarbeit oder auch von den Folgen des Müßiggangs mitgenommen sind, ist das Radeln eine Wohlthat, schon weil sie dabei gezwungen sind, eine zeitlang die Gedanken von ihrem gequälten Ich abzulenken,

und weil sie in die freie Luft kommen. Doch ist auch mancher von ihnen, namentlich in der großen Stadt, durch die Fährlichkeiten des Radelns noch nervöser geworden, so daß er diese Uebung aufgegeben hat.

Große Hoffnung haben die Fettleibigen auf das Radfahren gesetzt, doch werden sie meist schwer enttäuscht. Wohl „schmilzt das allzu feste Fleisch“ beim Radeln, aber es löst sich deshalb nicht auf, wird vielmehr neu angelegt, weil dabei die Brust gewaltig wächst, und Fettleibige nun einmal, so sehr sie es bestreiten mögen, ihr Nahrungsbedürfniß groß und reichlich zu befriedigen pflegen. Auch Fettleibige müssen vor dem Lernen sich über den Zustand ihres Herzens ärztliche Auskunft geben lassen.

Größere Vorsicht noch ist bei Leuten mit beginnender oder abgeheilter Lungentuberkulose geboten, doch kann Personen mit Schwindelkrankheit, die also in einem flachen, schlechtgebauten Brustkorb noch gesunde Lungen haben, mäßiges Radfahren zur Lungengymnastik wohl empfohlen werden.

Blutarme sind zu großen Muskelanstrengungen nicht fähig, weil ihr an Sauerstoffträgern, den rothen Blutkörperchen, armes Blut den arbeitenden Muskeln zu wenig Sauerstoff zuführt, zumal wenn, wie es oft vorkommt, ihre Blutgefäße auch enger sind als bei Gesunden ihres Alters und ihrer Größe. Trotzdem kann man bleichsichtige junge Mädchen das Radfahren versuchen lassen, weil die ihnen gewöhnlich mangelnde Bewegung und Arbeit in freier Luft günstig auf den Appetit einwirkt, also ihre Nahrungsaufnahme erhöht und so die Gesundheit stärkt.

Stubenhocker, die ja gewöhnlich über träge Verdauung klagen, sind zumeist von den Erfolgen des Rades sehr und mit Recht entzückt. Sie würden mit einer anderen Körperübung zwar dieselben Erfolge erreichen, aber das Radeln ist für sie bequemer, abwechslungsreicher, unterhaltender. Selbst die gepflanzten Signer ausgedehnter Blutadern (Hämorrhoiden und „Krampfadern“) haben dem Zweirade viel zu verdanken, weil durch die heftige Arbeit der Beine die sonst in ihnen träge Blutbewegung lebhafter wird und weil es die Venen entlastet. Doch muß auch bei diesen Kranken der Arzt das entscheidende Wort sprechen; denn gesunkene Herzkraft oder Entzündungen der gedehnten Gefäßwände würden diesen Sport ausschließen. — In einer Hinsicht scheint das Radfahren noch nicht genügend gewürdigt zu sein, nämlich als ein sehr brauchbares Trainingsmittel für Gebirgstouren. Es übt in der That einen Theil der Muskeln, die beim Bergsteigen die meiste Arbeit verrichten, die Schritt- und Sprungmuskulatur. Vielleicht wird durch das Radfahren auch der bei weitem schönere und edlere Bergsport noch mehr in Aufnahme kommen.

Wenn auch zur Zeit die Produktion von Fahrrädern den Bedarf weit übertrifft, so scheint es doch nicht, als ob die allgemeine Begeisterung für das Zweirad ihren Höhepunkt schon überschritten habe. Es wäre auch schade darum, je älter sein Gebrauch wird, um so mehr werden sich auch die Anschauungen über die Art seiner Verwendung zur Kräftigung und Erholung klären. Vorläufig kann man noch, ein bekanntes Lessing'sches Epigramm parodirend, sagen:

Wer wird denn nicht das Zweirad loben?  
Fähri's Feder mit Gewinn? O nein.  
Das Rad will weniger erhoben,  
Mehr mit Vernunft gefahren sein. —

## Tragikomödie.

Von Michel Provinö.

Alles, was man die „Berühmtheiten“ der Politik, der Finanz, der Literatur und der Künste nennt, hatte folgende Einladung erhalten:

„Sie werden gebeten, der Trauerfeier, dem Gottesdienst und der Beisegung des Herrn

Robert Baudrenil,

Chefredakteur der Zeitung „Das Licht“,

Präsident der Liga für die Entwicklung der nationalen Tugenden, Präsident des Verwaltungsrathes der Bank für Kolonialausbeutung;

Chef der Ehrenlegion,

Kommandeur der Orden 1c. 1c., Großkreuz des Ordens 1c. 1c.

beizuwohnen.“ —

Mittags 12 Uhr. Der Zug verläßt das Wohnhaus, ein prächtiges Hotel, dessen hohes Portal reich mit langen Trauerbehängen drapirt ist. Alle Häupter entblößen sich. „Ganz Paris“ ist anwesend, um sich vor dem Sarg aus Blei und Eichenholz, mit den silbernen Handgriffen, in dem auf einem Lager von weißer Seide die sterblichen Ueberreste Baudrenil's ruhen, zu verneigen. Der mit einer Fülle von Blumen beladene Leichenwagen setzt sich in Bewegung; er wird von sechs schwarzgezümmten Pferden gezogen, die langsam und würdevoll dahinschreiten,

als fühlten sie die Bedeutung der Leiche, die sie ziehen.

Dem Zeremonienmeister folgt eine lange Reihe von Kranzträgern, die von der Regierung, den Parteien, den Banken, den Wohlthätigkeitsgesellschaften geschickt worden sind. Hinter dem Leichenwagen schreitet der einzige Sohn des Verstorbenen mit abgemessenen Schritten; er zeigt einen korrekten Schmelz mit gut temperirter Melancholie im Blick. Dann kommen ein Onkel, ein Schwager sowie mehrere entfernte Verwandte und Vettern, darunter einige

arme, die Niemand kennt. Dann die schier endlose Schaar der Leidtragenden.

Die Gruppe der Bekannten, die nur bis zur Kirche gehen.

(Die Unterhaltung entspinnt sich unter Leuten, die sich zusammensuchen, um den Weg zusammen zurückzulegen.)

„Sie kannten Baudrenil also?“

„Ja, 'n bisschen! . . . Wir standen in Geschäfts-Verbindung.“

„Ja, ja, das ist unser aller Schicksal!“

„Ich bitte Sie, ein Schlaganfall! . . . Damit ist nicht zu spaßen!“

„Ja, aber so plötzlich! . . . Sie wissen doch, wie die Sache gekommen ist? Er war zu einer armen Familie gegangen, um dort Unterstützungen zu vertheilen, und da plötzlich . . . ein Schwindel . . . er fällt auf die Erde . . . bums! . . . aus war's!“

„Das ist die offizielle Auffassung! . . . die Sie in seiner Zeitung gelesen haben?“

„Es giebt also noch andere?“

„O, mehrere andere. Die Einen behaupten, er wäre in seinem Wagen gestorben; Andere wieder, bei sich zu Hause. Einige erzählen . . . Na, man weiß nicht so recht! . . .“

„Er hinterläßt ein enormes Vermögen?“

„Ein ganz bedeutendes! . . . Und dabei hat er recht klein angefangen!“

„War er nicht zuerst ein kleiner Reporter?“

„Kleiner Reporter, kleiner Börsejobber, kleiner Kommissionär, Alles was Sie wollen . . . Er betrieb alle Gewerbe, um sich sein Brot zu verdienen.“

„Wie hat er es denn aber möglich gemacht?“

„Erstens kolossales Glück!“

„Und Intelligenz?“

„Vor allem Spürsinn! . . . Den Spürsinn eines Jagdhundes für die Geschäfte, bei denen man auf die menschliche Dummheit spekulirt!“

„Ja, da ist noch was zu verdienen! Er hat ja wohl auch ‚Das Licht‘ gegründet?“

„Ja, und das hat ihn ja eben auf die Höhe der Macht geführt; denn er besaß eine schreckliche weiche Feder, die aber auch sammetweich, salbungsvoll und überzeugend zu werden verstand, wenn sie sich mit einer seltenen Gewandtheit in den Dienst einer großen Sache stellte. Er identifizierte sich mit den tugendhaften, wohlthätigen oder patriotischen Ideen, und zwar mit einem solchen Genie, daß man schließlich glaubte, diese Ideen seien wirklich von ihm!“ — —

Einige Reihen weiter.

„Hören Sie mal! . . . Heute werden aber eine Menge Leute einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen. Baudrenil wußte so Vieles!“

„Sagen Sie lieber, er wußte Alles. Ich glaube, er kannte die ganze Welt, und die ganze Welt erzählte ihm ihre Geheimnisse und gab ihm ihre ‚kleinen Papiere‘.“

„Oder verkaufte sie ihm vielmehr! Man hat ja wohl die Siegel bei ihm angelegt?“

„Ja, aber vierundzwanzig Stunden nach seinem Tode, um den ‚kleinen Papieren‘ Zeit zu lassen, fortzuliegen.“

„Eine Macht hatte dieser Mann!“

„Das kann man heut so recht beurtheilen! Es sind wohl fünfhundert Personen im Zuge, die ihn nie gesehen haben, und die einzig und allein gekommen sind, um bei seinem Begräbniß ‚bemerk‘ zu werden. Man wird wohl erst morgen anfangen, sein Gedächtniß zu zerstreuen; heute ist der Leichnam noch warm genug, um für Die, die ihm folgen, Neklame zu machen.“

„Sie waren sehr befreundet mit Baudrenil?“

„Nein, wir gehörten demselben Verwaltungsrath an. Und Sie?“

„Ach, ich! Einfache Gesellschaftsbekanntschaft. Meine Frau hatte die feine bei dem jährlichen Bazar der Wohlthätigkeitsgesellschaft kennen gelernt. Es ist merkwürdig, aber er ist mir nie sehr sympathisch gewesen. Trotzdem war er ein Universal-mensch!“

„Wenigstens glaubte es die Welt!“ —

Im Wagen des Ministers.

„Ist Ihre Rede lang?“

„Nein, nur ein paar Phrasen. Sie begreifen, der Gegenstand begeistert mich nicht. Es ist sogar hart, daß ich wegen meines Departements an Baudrenil's Grabe sprechen muß, während ich doch allein bei der Berathung gegen die offizielle Vertretung bei seiner Leichenseier stimmte.“

„Ich habe Ihnen darin nicht Recht geben können!“

„Und ich konnte nicht begreifen, daß Sie meine Ansicht nicht theilten, der Sie doch Alles wissen, was wir über ihn wissen.“

„Vor allem muß man Regierungsmensch sein und nicht seine eigenen Stützen vernichten! Baudrenil war ein Pfeiler der Regierung! Eine sehr bedeutende Kraft!“

„Eine sehr bedeutende Kraft der Zerfegung! . . . der Auflösung!“

„Wenn nur der Schein gewahrt blieb! Und der wurde so weit gewahrt, daß er als ein Muster galt! Bedenken Sie doch, für eine große Zahl seiner Landsleute ist Baudrenil ein Fetisch, ein schirmender Buddha unserer Gesellschaftsordnung!“

„Man wird schon früher oder später die Rehrseite des Gottes sehen . . . Und dann?“

„Dann werden wir nicht mehr sein, mein lieber Kollege! Unsere Nachfolger werden die Pillen der Blamage verschlucken. Wir dagegen haben in gutem Glauben gehandelt, als wir ihm Kränze, öffentliche Ehrenerweisung und Soldaten spendeten! Ist Ihr letztes Lebewohl ein bisschen innig, ein bisschen warm?“

„Mein Sekretär hat's geschrieben! Sie wissen doch, der kleine Werchin? Er leistet in solchem Zeug ganz Bedeutendes!“

„Na, wenn er Ihnen Ihre Reden macht, dann können Sie ihm ‚die Palmen‘ wirklich geben, er verdient sie! . . . Sie verdanken es ihm ja, daß Sie als Kabinettsredner gelten!“

„Ja, man kommt manchmal zu was, und weiß nicht wie!“ — —

Die Redaktion „Des Lichtes“.

„Er hat 'ne recht hübsche Abschiedsvorstellung, der Alte! Er wird recht zufrieden sein, wenn er uns von oben bemerkt!“

„Von da oben! Ich sehe ihn noch garnicht im Paradies!“

„Warum denn nicht? . . . Er stand ja mit den Tugendbalden auf Erden so gut!“

„Ein unglaublicher Komödiant. Heute hat er ein Gefolge, das seiner würdig ist. Hoffentlich schreiben Sie mit solchem Material einen brillanten Artikel?“

„Wozu denn noch einen Artikel? Die Liste der Namen ist eindrucksvoll genug: Die hohe Literatur, die hohe Politik, der hohe Adel, die Hochfinanz, die hohe Wohlthätigkeit!“

„Kurz, alle Komödianten der hohen Pöffe! Und wie ernsthaft die Leute alle aussehen! Als wenn sie fühlten, daß sie einen Meister ihrer Kunst, einen Pontifex verloren haben. Und diese Menge von Mantaffen, von Gaffern, die sich vor der vorüberziehenden Leiche verneigen und unwillkürlich von dem Glanze des Einflusses und des Geldes, der sie begleitet, von Achtung ergriffen werden!“

„Haha! Sie hätten ihn nur wie wir, seine Sekretäre, im Negligé seines Arbeitszimmers sehen müssen, wenn er müde war und sich so weit vergaß, er selbst zu sein.“

„Der Tiger in der Verdauung!“

„Und wenn sie, wie wir, die wir sie über uns ergehen lassen, die Beleidigungen, die Schimpfereien hätten hören können, die diesem Munde entströmten, den er doch so höflich zu spizen wußte, um das berühmte ‚Lächeln der Güte‘ zu fabriziren, mit dem er so famos Neklame machte.“

„Das ist egal, er war doch ein großartiges Temperament!“

„Der wahre Kämpfer an-de-siècle! Der strugler for life ersten Ranges!“

„Das ist das richtige Wort!“

„Sein Sohn ist nur eine schwache Kopie!“

„Ein Abzug! Nur die Laster treten greller hervor!“

„Dabei besigt er aber nicht die Fähigkeit des Vaters, sie zu übertünchen!“

„Was wird unter ihm aus dem ‚Licht‘ werden?“

„Es wird bald aus sein.“

„Ja, ja, der Sohn wird die Millöndchen des Vaters schnell verputzen!“

Im Landauer der intimen Freunde.

„Diese Kanaille von Baudrenil hat's besser als die Pompadour; er hat eine prächtige Sonne zu seinem kleinen Spaziergang.“

„Der Himmel hat Festtagskleidung angelegt!“

„Das war er ihm auch wohl schuldig!“

„Erinnert Ihr Euch noch, lieben Freunde, an jenes Frühstück im Quartier Latin? Es sind jetzt fünfunddreißig Jahre her. Keiner von uns war glänzender noch reicher, als der Andere; nur Baudrenil war mit seinen zerrissenen Schuhen und seiner zweifelhaften Wäsche noch verklumpter als wir. Wir aßen irgend ein unmenbares Mahl für dreißig-zwanzig Sous, als ein prächtiges Begräbniß den Boulevard Saint Michel entlang . . .“

„Das des großen Lestranges!“

„So! sagte Baudrenil, der von Begeisterung erfasst, aufgestanden war, so will auch ich eines Tages zu Grabe getragen werden, und alle Mächte, alle Berühmtheiten, alle Citelkeiten die'ses Paris, das mich nicht kennt und mich verachtet, sollen mir folgen! Es wird mich erdrücken, oder ich werde es unterjochen und mit Füßen treten! Entweder wird man mich mit dem Hundewagen zum Armengrab führen, oder meine sterbliche Hülle wird von edlen Nossen gezogen, mit Blumen und Zierrath bedeckt wie in einer Apotheose durch die Hauptstadt gefahren werden! Er schien zu prophezeien!“

„Er hatte einen tüchtigen Appetit!“

„Und einen tüchtigen Magen! Erinnern Sie sich an die Geschichte mit dem Schwefelsäure! Dazu gehörte eine Stechheit!“

„An dem Tage hielt ich ihn für verloren! ‚Das Licht‘ lag bereits im Sterben . . . Die Börsenspekulationen mußten seinen Chefredakteur ja ruiniren . . . Die Gläubiger überfielen ihn gleichzeitig von allen Seiten, und man vermuthete seine Mitschuld im Phosphor-Syndikat. Am nächsten Tage hätte er verhaftet werden müssen!“

„Ja, und am nächsten Tage blühte ihm der Triumph! Der Coup war gelungen! . . . Oh, ich habe das Alles im Gedächtniß, als wäre es gestern gewesen. Die Angst des einen Tages und vierundzwanzig Stunden später die Freude, der Stolz des Erfolges!“

„Das war der Grundstein seines wunderbaren Vermögens!“

„Und infolge dessen auch des unsrigen!“

„Einige Monate später entwickelte sich ‚Das Licht‘ und wurde nach und nach ein bedeutendes Organ. Dann kam die Gründung der Bank zur Ausdeutung der Kolonien.“

„Der schönste Gedanke seines Lebens!“

„Namentlich der einträglichste!“

„Ich bitte Sie, der Tod so vieler französischer Soldaten mußte doch wenigstens Einzelnen etwas einbringen!“

„Aber es gehörte Genie dazu!“

„Meiner Ansicht nach war die größte, die einzig dastehende Idee Baudrenil's die Liga zur Entwicklung der nationalen Tugenden!“

(Alle brechen in lautes Lachen aus.)

„Oh, diese herrliche Liga!“

„Mehr als herrlich! Es giebt kein Epitheton dafür! . . . Dieser Mann, der an nichts glaubte, der weder Moral, noch Gewissensbisse, noch Prinzipien irgend welcher Art hatte, der seine eigenen Brüder erwürgt hätte, um sich ihrer Haut zu bemächtigen, wirft sich auf zum großen Patrioten, zum großen Philanthropen, zum großen Bürger, vertheilt Lob und Tadel, entscheidet über Gute und Böse und sitzt über die Ehre und das Gewissen Anderer zu Gericht! . . . Und Ihr findet das nicht wunderbar?“

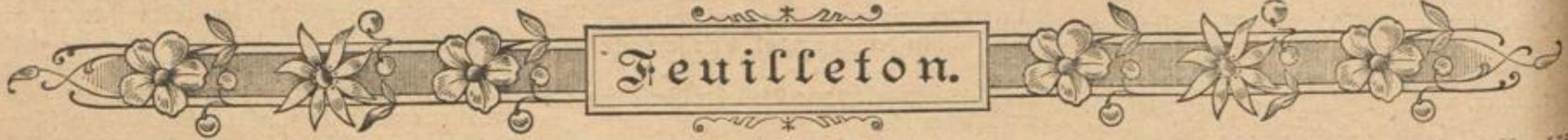
„Als er mir seine Idee zum ersten Mal unterbreitete, hielt ich ihn für verrückt!“

„Wirklich?“

„Ich hielt's nicht für möglich!“  
 „Sehen Sie nur hinaus! Das Gefolge, das sich zwischen den beiden Reihen der Gasser hinzieht, nimmt einen Raum von drei Kilometern ein . . . Halten Sie es jetzt für möglich?“  
 „Ja, ja, wir allein wissen . . .“  
 „. . . die internen Details, ja . . . Aber der Rest fängt an, allmählich durchzuschwizen. Wenn der gute Mann erst begraben ist, wird das Gefäß schon losgehen!“  
 „Wenn man keine Furcht mehr zu haben braucht!“  
 „Daher wollen wir auch auf den Kirchhof gehen

und das Deforum wahren; aber damit gut. Verschwinden wir dann so schnell als möglich! Lassen wir das Licht leise fallen, denn ich garantire in der nächsten Zeit einen großen Skandal!“  
 „Wir müssen gedeckt sein!“ — —  
 (Nach längerer Pause.)  
 „Es liegen manchmal in den Ereignissen seltsame Lehren. Die Gläubigen schreiben sie der Vorlesung zu . . . Sie wissen doch, Blinière!“  
 „Der frühere Direktor der Schwefelgesellschaft, der seine Gesellschaft mit so großer Energie gegen Baudreuil verteidigt hatte, gerade als der Coup

Losging?“ — „Ja, und der lieber demissionirte, als daß er sich dazu hergab . . .“  
 „Ja, ich erinnere mich vollkommen . . . Nun, und?“  
 „Nun, er ist vor zwei Tagen im Glend, fast Hungers gestorben! . . . Man begräbt ihn heute!“  
 „Das ist eine Lehre, die die Thatsachen geben!“  
 „Ah bah! Geben denn die Thatsachen Lehren? Um so schlimmer für Die, die die Tugend beschützen, anstatt . . .“  
 „Anstatt nur davon zu sprechen!“ — —  
 (Schluß folgt.)



**Die Freiheit lächelte . . .\***

Die Freiheit lächelte: „In allen Dingen Von wie viel Dichtern ward ich schon besungen! Wie preißt ihr unermüdet meinen Sinn, Den unvollkommenen — einzig weil ich bin. Wenn ich durch dieses kampsunthüllte Leben Des Mantels Sonnenschleier lasse schweben, Viel weiße Rosen, rosche Welken streue Von Pfad zu Pfad, daß sich die Jugend freue, Die Menschheitsjugend, die das Haupt sich schmückt, Von solchen Gaben, ach, so gern beglückt . . . Wie schallen mir aus Tauben und aus Hallen Gesänge reich, mir liebend zu gefallen! Bald brausend tief, bald zart und strahlenfein, Bald überschwänglich wirr, bald sphärenrein. Ein Gruß nur im Vorübergehn — da schauen Voll sel'ger Sehnsucht mich die Menschen an, Sie möchten gerne mir ihr Glück vertrauen Und fühlen, daß ich ihnen helfen kann. Vielleicht . . . ein wenig . . . doch Geduld bescheidet Mir meine gar zu strenge Muffler Rolf, Ich muß oft weinen, wie die Menschheit leidet, Doch darf ich lächeln, spricht das Morgenroth . . .“  
 Karl Gendell.

**Heimathlied sibirischer Verbannter.** Eine an's Herz greifende Szene aus dem Leben der Vielen, die um ihrer Liebe zur Freiheit und ihrer Arbeit für ein geknechtetes Volk willen ihr Leben in den sibirischen Bergwerks-Gefängnissen verbringen: Eine kurze Pause nach langer, harter Arbeit. In dem kleinen Raum, in dem die Wände und Schächte von allen Seiten her einmünden, haben sie sich zusammen gefunden, der Eine steigt eben erst auf hölzerner Leiter aus einem Schachte heraus, Spitzhade und Karren sind für einige Augenblicke bei Seite gestellt, und nun sitzen sie im Kreise beisammen. Neben ihnen liegt die müde und schlaf, in sich versunken sitzen sie. Erinnerungen an all das, was sie verlassen, ziehen ihnen durch die Seele. Da greift der Eine zur Gitarre und summt ein Lied, das sie in der Heimath so oft gehört und gesungen. Einfach und wehmüthig klingt die Melodie, aber sie zaubert Bilder der Heimath vor die Seele. Der Sänger beugt den Kopf zurück und schließt die Augen, damit die düstere Umgebung ihn die schönen Bilder nicht störe; ganz verloren in ihren Anblick, vergißt er, was um ihn ist. Und auch in den Herzen der Anderen lösen die trauten Klänge das scharfe Weh und die Erbitterung; weiche hindämmernde Gefühle, wehmüthige Erinnerung und Sehnsucht quellen in ihnen empor. . . . Wie dies in unserem Wilde zum Ausdruck gekommen, das ist ergreifend. Von oben fällt mattes Licht auf die Szene. Die Weiden rechts lehnen sich an den Fels und lauschen in tiefer Ergriessenheit, auch sie haben die Augen geschlossen, um ganz der Erinnerung zu leben. Ein Anderer stützt den Kopf in die Rechte, die Uebrigen summen das Lied leise mit; in jedes Antlitz malt sich, wie ihn die Erinnerung anpackt, wie das Lied Alles freilegt, was in seinem Herzen Weiches und Bares durch die rauhen Erlebnisse zurückgedrängt und verschlossen war. —

**Schreibwerk und Buchführung des deutschen Kaufmanns vor vierhundert Jahren.** Einer fesselnden Studie über das Leben des deutschen Kaufmanns vor vierhundert Jahren, die Georg Steinhilber (Zena) in der Wochenschrift „Die Nation“ (Berlin) kürzlich veröffentlichte, entnehmen wir das Folgende: Zu Anfang der aufsteigenden Entwicklung kaufmännischen Lebens in Deutschland mochte es mit der Federgewandtheit noch oft ge-

hapert haben. Aber eben diese entwickelteren Verhältnisse machten doch bald dem Kaufmann, auch wenn er sonst große Waaren- und Menschenkenntniß besaß und die Welt kannte, die Fertigkeit des Schreibens und Rechnens unerlässlich. Anfangs war die Geschäftssprache noch die lateinische, die ja überhaupt die Schriftsprache an sich war. Schreiben hieß eben lateinisch schreiben: von lateinischer mündlicher Verhandlung in Deutschland ist aber deshalb keine Rede. Die lateinische Geschäftssprache erleichterte aber den internationalen Verkehr dem Kaufmann sehr, da sie überall gebraucht wurde. Die Handelsbriefe der Kaufleute sind bis in's 14. Jahrhundert hinein lateinisch geschrieben. Wir besigen z. B. einen solchen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, den der Thürurer Kaufmann Johann Steinweg an einen Verwandten richtete. Später behielt man im deutschen Briefe dann noch eine Zeit lang öfter eine lateinische Adresse oder eine lateinische Rede oder Unterschrift oder Gruß- oder Abschiedsformel bei, zuweilen auch noch einzelne lateinische Sätze. Ebenso sind die Handelsbücher bis in das 13. Jahrhundert und später lateinisch abgefaßt. Das Handlungsbuch des Vico von Geldersen in Hamburg aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zeigt dann die unerfreuliche Mischung von Latein und Niederdeutsch, charakteristisch ist aber, daß in den späteren Jahren bei ihm das Niederdeutsche immer mehr hervortritt. Das uns aus der Mitte des 15. Jahrhunderts erhaltene Handlungsbuch des Ott Kulan in Ulm ist dann vollständig deutsch geworden.

Zunächst mag es interessieren, über diese Handelsbücher etwas Näheres zu vernehmen. Es waren in Schweinsleder gebundene Papierbücher von meist länglichem Folio, oft aber auch breitem Quartformat, und mannigfache Arten lassen sich unterscheiden. Zwar eines der ältesten uns erhaltenen, das des Vico von Geldersen, zeigt auf den ersten Blick ein wirres Durcheinander und große Unübersichtlichkeit. Indessen ist bald zu ersehen, daß es aus mehreren Lagen besteht, die später, ohne daß streng auf Zusammengehörigkeit und chronologische Reihenfolge geachtet wurde, zusammengeheftet wurden. Nur einen Theil des Codex bildet das eigentliche Handlungsbuch. Aber auch dies zeigt im Großen und Ganzen eine ziemliche Regellosigkeit; indessen findet man in diesem Wirrsal doch gewisse Anhaltspunkte dafür, daß sicher der Inhaber sich in ihm zurecht finden konnte. Der Inhalt besteht im Wesentlichen in Notirungen über Schulden aus Waaren- und Geldgeschäften und über deren Abtragung. Die bestonte aufscheinende Unübersichtlichkeit ist nun keineswegs eine individuelle Eigenschaft nur des Geldersen'schen Buches. Ein Buch des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud, das des Prinzipals Geheimbuch war, zeigt aber, daß im Geschäft noch eine Anzahl anderer Bücher geführt wurde, die auch äußerlich durch die Farbe unterschieden waren. Er nennt sie einerseits nach Buchstaben A bis E, andererseits giebt er ihnen folgende Bezeichnungen: „dat swarte bok“, oder Pergamentbok (mit dem permentes umlage), „dat robe Regysterbok“, „dat witte bok, dat ik alle dage bruke“.

Ein Eintrag in das Handlungsbuch des hantischen Großkaufmanns Hildebrand Bedingshufen in Brügge (1408—1416) lautet z. B.: „Int Jar uns Heren 1412, 22 in Jannewario, do unisech ich van Colme van Hinrich Snyper 2 Fetelen (Fäßchen) grons Gingeber (Ingwer), dey wooghen 4 Sintener. Davor gaf ic emen vor 12 marc Gols. 9 fl. 8 gr. Item so gaf ik to vorhynden hiran 8 gr.“

Die Schreibarbeit des Kaufmanns richtete sich nun weiter, und zwar seit dem 15. Jahrhundert immer stärker, auf seine Korrespondenz. Mittelalterliche Handelsbriefe sind noch meistens erhalten. Ihr Inhalt kam, soweit er den Handel angeht, naturgemäß nicht eingehender skizzirt werden. Oft begleiteten sie eine Sendung und zählten dann die einzelnen Waaren auf, oft mit Angabe der Preise, zu denen sie zu verkaufen sind, zuweilen, wenn es erforderlich war, mit Anweisung über ihre Aufbewahrung und Behandlung. Weiter folgen dann Aufträge, für den Erlös andere Waaren einzukaufen, oder Notizen über Geldgeschäfte. Man fragt z. B., ob Geld von Anderen für den Abfender eingegangen sei: „Auch laß mich wissen, ob du Geld von meiner wegen hast; kannst du mir's dann zu Wechsel herab machen, das wär mir wohl zu Dank.“

Schulden und Schuldner, z. B. Klagen über böse Schuldner, spielen eine große Rolle. Weiter begegnen wir Mahnungen, andererseits Versprechen, dem in Noth gerathenen Adressaten beizustehen. Auch die Mittheilung eines Bankrotts finden wir gelegentlich, kurz und schmerzlich: „Und, liebe Vater, ik bin des minen al quitt, und ik begehre hulpe und trost van ju.“

Nachrichten über bevorstehende Messen und über Reiseabsichten kommen ebenfalls vor, daneben aber meist auch rein private, Familien- und Freundesnachrichten. Einen wesentlichen Theil in den Briefen der Kaufleute nehmen aber neben Notizen über die Qualität etwa interessirender Waaren — sollt wissen, daß heuer gar böse Vier hier sein — die Angaben über die Preise derselben, insbesondere über das mögliche Steigen und Fallen derselben, ein. „Wist, daß das Blei wieder aufschlägt“ oder „Habt Ihr die Tücher nicht verkauft, so verkauft sie noch, denn man sagt, die werden viel bringen.“ Die Preisnachrichten bildeten oft eine Rubrik am Schluß des Briefes als „Neue Zeitung“, niederdeutsch „Tibinge“. Zwei Beispiele sind ganz bemerkenswerth: „Item Tibinge: Vayesch Salt (Salz) gelt en by 30 Mark de Laft, Molt (Malz) 40 Mark de Laft, Asche 8 1/2 Mark de Laft, Stabelgarn 9 1/2 Mark de Schippunt.“ Oder: „Was (Wachs) 68 Mark; Werd (Werg): dar is noch ter Tib (zur Zeit) gein Roy (kein Kauf) von; Salt 22 Mark etc.“

Diese kurze Rubrik bildet gewissermaßen den Anfang des Kurzzettels, der Handelszeitung überhaupt. Mehrliche Rubriken, erklärlich aus dem mangelhaften Nachrichtenverkehr jener Zeit, finden sich in den Briefen jener Zeit, auch in den Kaufmannsbriefen — denn politische Ereignisse beeinflussten naturgemäß den Handel — für politische Nachrichten. Aus ihnen entwickelte sich die spätere Zeitung. Auch der Stil der Kaufmannsbriefe zeigte bald besondere Eigentümlichkeiten. Ein Streben nach Kürze, der alle Satzbildungen gewaltsam meistert, macht sich freilich nicht überall, aber doch vielfach schon im 15. Jahrhundert bemerkbar. Auf der anderen Seite wieder findet man damals auch noch rechte Weitläufigkeit und Breite. Der eigentliche Kaufmannsstil bildet sich erst im 16. und 17. Jahrhundert aus. —

**Eine schwimmende Nähnadel.** Schwimmende Metallmassen sind uns nichts Unbekanntes und Ungewöhnliches; eisengepanzerte Fahrzeuge, Schiffe mit eisernem Leibe fahren auf allen Meeren und zeigen, daß der Mensch sich die Macht des Ozeans unterworfen hat. Das Schwimmen dieser eisernen Ungeheime beruht darauf, daß das Eisen große Hohlräume umschließt, so daß die Wasserfläche, welche von diesem Kolof verdrängt wird, noch schwerer ist, als der Kolof selbst, und ihn daher trägt. Eine kompakte Eisenmasse dagegen ist immer schwerer, als das gleiche Wasservolumen (Raum), und muß daher untergehen. Nichtsdestoweniger kann man auch eine Metallmasse ohne jeden Hohlraum im Innern, eine Nähnadel zum Beispiel, zum Schwimmen bringen. So leicht sich die einzelnen Wassertheilchen von einander auch trennen, so gering ihr innerer Zusammenhang auch ist, so ist er doch vorhanden, und es bedarf einer gewissen Kraft, um ihn zu überwinden. Die Oberfläche des Wasser verhält sich daher in vielen Beziehungen so, wie ein über die Flüssigkeit gespanntes Häutchen, das erst durchgerissen werden muß, ehe ein Eintauschen und Untersinken in der eigentlichen Flüssigkeit möglich ist. Wirft man ein Stück Metall oder einen Stein in's Wasser, so wird die Haut auf's Weiteres durchgerissen und der Körper sinkt ein; nimmt man aber einen leichten Körper mit geringer Oberfläche, eben eine Nähnadel, so kann man sie leicht auf das Wasser legen, ohne daß sie untergeht. Freilich muß man sich dabei hüten, die Oberfläche nicht zu durchstechen, wobei die Nadel sofort einsinken würde. Am einfachsten gelingt das Experiment, wenn man ein Stückchen Seiden- oder Lösspapier auf das Wasser legt und die Nadel auf dieses Papier bringt; das Papier trinkt sich allmählich mit Wasser und sinkt unter, während die Nadel frei schwimmen bleibt. Selbst große Stopfnadeln und sogar kleine Münzen kann man auf diese Weise zum Schwimmen bringen. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**